

Flammen.

Namen von Hans Schäpe.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

„Ich weiß noch nicht,“ war die Antwort. „Heinz Jochen würde es ja schon zu Eltern. Aber da war meine Schwester noch in Wiesbaden. Jetzt soll an meinen Geburtstag am ersten Juli Geburtstag und im Herbst Hochzeit sein.“

„Und ihr steht später nach Greifenhagen?“
„Herta nicht.“
„Vorläufig ist Heinz Jochen würde ja gern bei seinem alten Regiment wieder sein, aber die Verwaltung seiner Güter wird es ihm wohl nicht erlauben. Darum hat er Greifenhagen im letzten Jahr für uns zum Teil umbauen und neu einrichten lassen; auch seine großen Sammlungen sind alle dort untergebracht. Der alte Herr hatte ja nur Sinn für seine Wälder und baute am liebsten bei seinen Förstern herum.“

„Heinz Jochen ist darin allerdings ein wenig anders.“
„Ja, er ist ein sehr fröhlicher, eleganter Mensch, das muß ihm der Reich lassen,“ dachte Trude arbeitslos. „Und immer so lustig und vergnügt. Solistisch bringt er heut ein bißchen Leben ins Haus. Dr. Reimwald hat wohlhaftig recht, daß die alte harmlose Gemütskur in Pöhlowitz viel länger Zeit vollständig verschunden ist.“

„Und daran ist niemand anderes schuld als diese Janen,“ rief Herta in wüßig ausbrechender Erregung. „Ich kann mich heut gar nicht so wirklich von Heren freuen. Mir ist schon den ganzen Nachmittag so schwer zumut, so richtig bang.“
„Ach, Unfinn, Herta!“ sagte Trude beglückt und zog die ganz halb gewordenen Freundin näher zu sich heran. „Der dumme Doktor hat dich bloß angelockt mit seinen Schmeicheleien.“

„Was kommt übrigens des Greifenhagener Tuts!“
„Die sich auftragte und deutete auf eine mächtige Staubwolke, die sich an einer Biegung der Landstraße in rasendem Sturz näherte.“

„Nun las die richtigen Gedanken! Wir wollen die Herren als wohlhergesehene Schloßgäste an der Kompe feierlich empfangen!“

Fräulein Grigoleit hatte bis kurz vor acht Uhr in der Küche eine erkrankte Schläferin geschlafen und eine kurze Gesichtspause dazu benutzt, sich zur Feier des Tages unter dem Weißand zweier weißlicher Stiffräulein in aller Eile noch in ihr neues schwarzweises Kleid zu werfen.

Jetzt stellte sie den großen schwarzen Sammetkoffer auf die seitlich gebaute Tafel des Speisezimmers und schob mit einer leichten ordnenden Handbewegung die wohlgefüllten Kompostschalen vor den blütenweißen Damastgedecken noch einmal sorgfältig zurecht.

Die Baronin hatte auf ihre Bitte heute das berühmte schwebende Familienfest herausgegeben, das schon die Stürme des siebenjährigen Krieges überstanden hatte und bereit für den Einbruch der russischen Sölden bis zur Zerstörung der Schloßstadt ein halbes Jahr lang in einem verlassenen Parkwäldchen vergangen waren war.

Das gelbe Licht der gelben Kerzenflammen zitterte in der freistehenden Pracht der wunderbar geschliffenen Gläser und sprach sich in klumpigen Reflexen in der mächtigen Kuppel der weitläufigen fildernen Suppenterrine, die geräumig mit ein paar Taufbecken auf der hohen Porzellanplatte thronte. Die große Mittelstube zur Veranda stand weit geöffnet.

Ein Duft von Orchideen wehte sich herein.
Über den weiten Rosenlichtungen lag ein erlicher leiser Scheiter der Dämmerung, und der träumende Park stand, als hänge er in den schwebigen Abend hinaus.

Jetzt lang ein helles Lachen durch die feierliche Stille, und Trude Marientin zog wie ein weißer Pfeil die Verandastreppe hinauf.

Die Maria tauchte hinter ihr auf und ein kleiner Manenkenntnis blickte sich vergebens, mit seiner schicksaligen Dame Schritt zu halten.

Dann folgte das angehende Brautpaar in etwas gemessener Haltung, Arm in Arm. Der junge Graf Eidschab, eine lässig-vornehme, aristokratische Erscheinung, mit seiner feinen, hochgewachsenen Heiterigkeit die schlanke Herta sah ein Hauptaugenmerk überragend.

Sein hübsches, offenes Gesicht strahlte, als er jetzt auf die Baronin zutrat, die in diesem Augenblick mit Aliseben und Dr. Reimwald gleichfalls auf der Veranda erschien.

„Ich habe heute noch nicht das Glück, Sie begrüßen zu können, verehrte Frau Aliseben,“ sagte er, sich tief über die ihm freundlich dargebotene Hand hinneigend. „Und ich muß für mich und Herrn von Lettau niemals um Entschuldigung bitten wegen unfreier plötzlicher Ueberfalls!“

„Aber mein lieber Vetter, die Entschuldigung ist ganz an mir, daß ich meine Gäste so lange habe warten lassen. Doch ich hatte mit Herrn von Aliseben, meinem neuen Administrator, noch einige unauflösbare wirtschaftliche Angelegenheiten zu erledigen. Darf ich die Herren miteinander bekannt machen.“

„Eine kurze Verbeugung, ein leises Sporenklängen, ein paar höfliche Worte.
Dann schob sich Fräulein Grigoleit in ihrer ganzen Majestät in den Ausschritt der Verandastufe um meidete, daß die Suppe angerichtet sei.“

„Erwarten wir noch einen weiteren Gast?“
„Mit einem fragenden Blick sah Graf Eidschab über die stützende Pracht der fildernen Blumenstelen, aus denen erlesene Rosen ihre dunklen Köpfe auf den Damast der Tafel neigten.“

„Ein Stuhl gegenüber Aliseben und Dr. Reimwald war frei gelassen, gerade gegenüber von Herta, die heute mit dem Brautigam die Ehrenplätze in der Mitte des mächtigen Tisches annehme.“

Trude Marientin, die ihm zur Linken saß, faltete ihre Serviette bedachtvoll auseinander.
„Es kommt noch eine besondere Ueberraschung, Herr Graf!“
„Ich habe mit ihrem harmlossten Lächeln.“
„Und zu Dr. Reimwald gewandt, der mit gefurchter Stirn bereits an seiner Suppe isste, vollendete sie halblaut:

„Haben Sie auf, Doktor! Die Janen jetzt sich heut wieder einmal ganz besonders in Szene. Mir scheint als Rojenes oder „Weiße Dame“, 1. Akt, Höhepunkt.“

„Sie hatte kaum ausgesprochen, als sich die Tür des Musiksaals öffnete.“

Die Kerzenflammen flackerten höher, und ein feiner Duft von Beau d'Espagne wehte mit dem letzten Kaufschon jederder Frontenleider über die kleine Tafelrunde.

„Unmüßiglich sah alles auf.“
„Hella war eingetreten und stand in dem ganzen festgehaltenen Zauben ihrer berückenden Erscheinung neben dem markantesten Barockstamm, dessen mächtige Kristallmüster in den schimmernden Goldwellen ihres Haars ein strahlendes Leuchten entzündeten.“

„Ein weiches Crepe de Chine-Kleid umfloß ihre schlankte Gestalt wie eine weiche, schmeichelnde Melodie.“
„Ein solitärer Spitzenring schmückte sich in schlichtester Anmut um den zarten Fingerring.“

„Sanft kein anderer Schmuck, als an dem sammeten Seidengürtel ein Büschel langgestrichelter, leuchtender Rosen.“
„Ihre großen, tiefen Augen blickten achlos und kolz ins Meer, als sie jetzt mit einem leisen Reigen des feinen Kopfes zum Stuhl der Baronin trat, die sie mit einem gültigen Lächeln begrüßte.“

„Ich freue mich sehr, liebes Kind, daß Sie sich doch noch entschlossen haben, sich heut an unrer kleinen Familienfeier zu beteiligen.“
„Graf Eidschab, der künftige Gatte meiner Schwester. — Herr Reimwald von Lettau.“
„Fräulein Hella Janen, eine Freundin meines Hauses!“

Hella hatte mit der vollendeten Sicherheit der großen Dame zur Seite Alisebens Platz genommen und umfachte mit einem rasch vordringenden Bild die Zusammensetzung der Tischgesellschaft.

Der vierzehnjährige Spargelbudding Fräulein Grigoleit wurde in diesem Augenblick auf einer schweren Silberplatte herumergeleitet, und die in der allgemeinen Unterhaltung eingetretene kurze Stille wich wieder einem langsam schwellenden Stimmungsgewirr.

Die Baronin hatte gleich nach der Suppe neben den übrigen Weinen Schammeln geben lassen, und damit vor allem den Geschmack des feinen Reumants Lettau getroffen.

„Ein knochenes Reumertergelicht glänzte bereits bis in den Schadel hinein, während er Trude mit überlauter Stimme eine abenteuerliche Geschichte von einer nächtlichen Porzellanfabrik erzählte, die erst bei Morgenrauschen in einer ungeheuren Substanzwelle gendert hatte.“

„In der Mitte der Tafel beherrschte Graf Eidschab die Unterhaltung.“

„Er hatte etwas ungenügend Liebeshwürdiges in seinem ganzen Wesen, sei es, daß er Fräulein Grigoleit ein paar freundliche Worte über die fäulterliche Höhe ihrer futuristischen Leistungen sagte, oder Herrn von Aliseben in verbindlicher Form über eine landwirtschaftliche Reisingenheit Auskunft gab.“

„Gegen Herta war er von nachlässiger Nummerfameit, und doch ging es in der stillen Nachdenklichkeit Dr. Reimwalds nicht, daß seine Blicke sich unmerklich verflochten zu Hella verzerrten, mit einem leise werdenden Augenaufschlag, der seine langen, dunklen Wimpern sich vorstellbar zur Geltung brachte.“

„Immer wieder stellte ihn der wunderbare Zusammenklang in den Farben seines Gegenübers: das flimmernde Gold des Saars, das Türkisblau der Augen, das lede Rot des läppig-süßen Mundes, aus dem zumischen von den Zähnen ein weißes Blühen aufstimmte, wenn sie den schweren Römer mit dem bernsteingelben Steinberger Robinet an die Lippen führte.“

„Und während Herta sich der Gedante in sein Hirn, wo er tiefer zu ergründen begann, schenkte sich einmal begenot war, die ihm gleichsam jugendlicher, sah er ein Dämon voll Glück und Raufsch in der ganzen bunten Luxusphantasie der großen Welt, und die hier auf dem einsamen Markt in Gaur in der Stell auf einer bezagelten Herrschaftlerin bedächtig dagnelte.“

„Unterred sah Herta, ein leichtes Kopfwickel vornehmend, still seitab.“

„Mit dem sicheren Instinkt des liebenden Wides hatte sie vom ersten Augenblick an empfunden, wie der Brautigam von dem dämonischen Reiz getroffen worden war, der die schöne Freundin so langsam verführerisch umwehte.“

„Das Herz trampelte sich ihr zusammen, daß sie selbst Zeugnis sein mußte, wie er sich allmählich häuig mit dem Seitblick zu Hella hinüberneigte und mit seinen heißen Blicken das dunkle Blau ihrer Wärsenungen suchte.“

„Wie ein reißendes Eker hatte auf einmal die Eifersucht über sie Gewalt gewonnen und den leidenschaftlichen Untergrund ihrer Natur in seinen geheimsten Tiefen aufgewühlt, daß sie kaum auf eine belagerte Frage der Schwester Bescheid zu geben oder sich ein gequältes Lächeln abzurufen vermochte, als Reimwald von Lettau die schon ein wenig festliche Trude mit Rafernenhohmen blühigen Alters zu unterhalten begann.“

„Mit klaren Augen sah sie über den weichen Dämmerglanz der Tafel in die dunkle Welt des Speisezimmers, aus der die Hundebogen des reichen Wärsers in trübseliger Verjüngungsmomenten feldlich-eralt hervorstrahlten.“

„Sie schaute sich so tief gedemütigt und in den heiligsten Empfindungen ihrer jungen Liebe verkehrt, so elend, verzweifelt, daß sie am liebsten von ihrem Stuhle aufgesprungen und in den mächtigen Park hinausgelaufen wäre, irgend wohin, wo sie niemand fand, um sich in einem stillen Winkel so recht von Herzen satt zu weinen.“

„Hella schien den tiefen Einbruch, den ihre schmerzende Persönlichkeit auf den jungen Grafen ausübte, kaum zu bemerken, aber doch absichtlich zu überhören.“

„Ihr schönes, stolzes Gesicht schielte stets den gleichen, kühl-gelassenen Ausdruck, sie blieb nach Möglichkeit die huldvollen Blicke ihres Gegenübers und lud sie mit ihrer Unterhaltung immer wieder bei ihrem nächsten Zuhörbaren, vor allem bei der Baronin Anknüpfung, die mit Aliseben in ein lebhaftes Gespräch über ihre Winterreise gekommen war.“

„Die Ramen Rizia, Mentone, Monte Carlo spürten durch einander; der ewig-blaue Himmel der Riviera leuchtete über dem quartenen Mittelmeer.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Karneval des Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Wenn du ein hohes Wesen anprichst, — Wie so etwas sich manchmal sagt — Tu, der du als ein reicher Mann sprichst, — Weicht bei der Wahrheit. Sie? Sie lägt.

„Sie schmeichelt. Weich ein guter Bruder, — Sei gegen's Schmeicheln nicht streng; — Denn du vertrittst gekochten Puder, — Du hörst gerebets Parfium!“

Das Pubern wird schon in den Windeln Dem Fräulein Baby beigebracht — Gewissmaßen kann es schmeicheln, — Bevor sich's zweimal ausgesprochen.

Und du bringst ein Vergleich die Klarheit, — Obwohl auch er ein bißchen hinkt: — Die schöne Frau spricht stets die Wahrheit, — Nur immer etwas angeklummt.

Darum, wenn schöne Frauen liegen, — Benimm dich, teurer Freund, nicht dumm — Und wenn sich alle Schalen zeigen, — Nimmt das der schönen Frau nicht trumm!

Was du im Plauderton erzählst, — Hör's an, mit lächelndem Gesicht; — Wenn Eine sagt, daß sie vermacht ist, — So denst nur still: „Weilsteil auch nicht!“

Wass sie gesteht, sie sei noch ledig, — Und dieses höre schwiegend an, — Und denst nur teils: „Gott sei uns gnädig, — Dann hat sie schon den dritten Mann.“

Den Fall ins Gegenteil verkehren — Den Kniff, den macht sie wunderbar! — Doch fängt sie erst mal an zu schwören, — Ist selbst das Gegenteil nicht wahr.

Juch über der Schmerz durch sieben Zähne, — Dann spricht sie lachend: „Mir ...? Geht's gut!“ — Doch wenn sie seufzt: „Ich hab' Migräne“, — Ist sie gesund und ausgeritt.

Läß dich nicht vom Vertrauen tragen, — Wenn sie dir mit ein Küßchen gibt! — Und jetzt sie sich — was soll das sagen, — Das heißt ... vielleicht ... daß sie dich liebt!

Die schönen Frauen schmeicheln immer, — Doch merke dir zum Troste das: — Der „schöne Mann“ sagt noch viel schlimmer! — Du bist wohl aber feiner, — was?

Gustav Hochstetler

Der Frühling und Nummer vierzig

Flüge von

Paul Berglar-Säcker.

(Nachdruck verboten.)

Der Wärter spricht den endlos langen Gang hinunter. — Es flang hoch. Wie Schläge auf ein vermauertes Gemäuer! — Oder wie fallende Erbschollen auf einem Sturz. — Er ging und hinterließ gelächelt. Klarerete mit den Schläffeln. — Offene die Schichtklappen. Jelle um Jelle. Und ließ den Kopf durch.

„Was hätte er denken können? Ueber die Wärter hinter den Türen? Ob die auf dem Schemel hockten, auf der Brüstung lagen, hin und hergingen. ... Oder ob sie sich lächelten, die Bodenleuchte zählten, leise vor sich hinrauschten. ... Oder ob sie wie Tiere aufstaketen. ... Was hätte er dabei denken sollen. Das sah und hörte er nun zweijährig Jahre.“

„Zwanjig Jahre löschten jedes Denken. Schlugen die Seele tot. Es war Nacht da binnen. Erst war es die Zeit der Erscheinung noch und bunte Vielfalt der Tat. Die zwanjig Jahre waren wie ein Schwamm, der von der Tafel Zeichen wischte.“

„So wurde aus der Buntheit graue Einheit: Der dreißiger Nummerierte Herdredner zwar. — Doch aber nichts.“

„Und hoch merkte der Wärter auf, als er zu Nummer vierzig kam. Der Mann hing oben an den Eisenstäben. Die Augen brannten aus streichen Gesicht. — Sochten sich in einen Nichtspott. — Verfüßten sich an dem jungen Vierentmann.“

„Der lugte über die Mauer. Der Wind trug das helle Grün wie lodres Frauchenhaar. — Wie eine Fliege lebte Nummer vierzig an dem Fenster.“

„Es rauschte. Da fiel der Mensch wie erschlagen auf den Boden. — Verlauret sah er da. Der Körper stiel flüchtig. — Dem Wärter war das wie ein Bild auf photographischer Platte. — Doch als es zur Bewußtsein drang, löste es nur eine Vorstellung. — Es war wie Witterung eines Aufstrebens.“

„Er schaute und fand alles selb. — Er hoch dem Wanne Esen hin: „Da Nummer vierzig!“ — Und jagte den Nachsekriz: „Da!“ — Das war sehr viel. — Der aber sah in sich verträumt und nahm nur einen langen Trunk. — Er leuchte wie ein Hund im Sonnenbrand. — So hielt war ihm die Rechte, und so ausgegählet. — Er hätte schreien mögen. — Aber es war nur wie ein Rächeln: „Wärter ... es ist Frühling!“ — Und war auch wie ein Schluchzen.“

„Aus dem Wärter kam nur das Echo: „Frühling?“ — Frogend und ungewiß. — Aber das Wort wuchs. — Es dehnte sich. — Es füllte den Zellenraum. — Da saßen sich die Männer an. — Und es war wie ein bräunliches Staubein: „Wärter ... da ... du unten ist der Frühling. ... Der Birnenbaum ... Und filder hüßten Blumen. — Hört Du Wärter ... Einen Zwanzig nur! — Das eine Blume ... Es hob die Hände, als bett er, — Hing dann den ausgegähleten Leib.“

Das war anhergewöhnt. War unerhört. Nie aus der
Einhalt der Gewohnheit. Es konnte vorwärts. Der Mann
griff an seinen Kopf. Es war eine hübsche Gebarde. Und
wachte sich dann zu dem Mann an Boden: „Mit wofür
rückt... Nummer Bierzig. — Frühling? „Was find sich
jorn Frühling das? — Er ging, spuckte aus und schlug die
Zür. Er beim Essen dachte er noch mal an diesen Fall.
Er sagte seiner Frau: „Nummer Bierzig hat Frühling
toller...“

Undes lag der Gefangene an den Füssen. Die Stürze
auf dem kalten Stein. So heilig schwebte das Herz des
Mitt in seine Ähren. Er hatte es hingeworfen. Es hämmerte
in die Gehirnrinde. Es hatte heftig in seinen Augen. Die
Finger wühlten in den dünnen Haaren, als wollten sie das
Strahlenspeug in Fäden reißen. So brannte das. — Er
zuckte wie in Wollust.

Und hob sich taumelnd auf. Wie eine Fingerglocke hing er
wieder an dem Gitterfenster. Die Faust presste ein Glas.
Er prepte sein Gesicht hinein. Die Scharben schälten. Er
sah noch Frühling. Ein wenig Schnee war noch. Aber
doch schon nahe Honigflöhe. Das Bierjahr war nicht. Das
Sackgut wollte. Ein weißes Kopftuch glühte wieherhaft.
Das war ein Weib. — Das hatte der Mensch laut im
Brustflügel eines Fisches.

Er fant zurück. Nichts mehr wachte er. Nur das es
Frühling war. Und doch er ein Weib sah. Da griff er an den
Schmel. Er ritzte ihn. Er stieß ihn hart auf. Die
Ähren sprangen aus den Händen. Das Haar liebt an der
Stirn. Und er brach trübselig ein Schmelbein. Das wag
er wie zum Schlug...

Da kam der Wärter wieder. Der sagte gerade: „Nummer
Bierzig...“ Und seinen Laut mehr. Er fiel immer hin.
Aus der grauen Schabewandlung sprang Blut und Hirn.
Der Gefangene leugte sich zu ihm. Ganz ruhig. Wie er
er nahm den Wärter und eine blaue Wäsche. Die Schüssel
lächte er...

Und ging dann haltend den Gang hinab. Ueber die
Treppen in den Hof. Da lag ein Stapel Spitzholz. Er redte
sich hinan und griff zum Wauerfisch. Er wählte in dem hellen
Bierglanz. Und stand nun hoch im Licht. Die Arme ausge-
breitet vor der Abendsonne.

Ein harter Ruf ließ dreimal unerhört. Da piff ein
kurzer Anruf. Die Augen warf den Mann vom Wauerfisch.
Er fiel vorwärts an den Bierflamm. Und lag inmitten bunter
Frühlingblumen. Er lächelte...

Von Schiffen, die einfahren.

Von
Wilhelm Steves.

(Nachdruck verboten.)

Rhythmus der Arbeit! Gleichmäßig klingt das Hohlloch
des heutigen Schöpfens in uns wieder, das auftritt aus dem
Narm der Wunden und Arme, aus gelbem Meien und dem
Rattern der Güterwagen, aus dem fest wieder zu piegelglatten
und bunten Leben in unsern Säfen. Lange hatte das Lied der
Arbeit geschwiegen. Wüdes Schmelzen, was einst Tag und
Nacht der Geist des hartigen Bauherrn herauf und lauth
Arme in Bewegung setzte, allen Arbeit und unermessliche Werte
ins Hinterland schaffte, einem Volk Brot und Leben gab. Und
über die Jahre der Arbeitslosigkeit und Armut, über die Jahre
der Kriege und die Tage der Revolution ging es schwer und
bitter hinweg. Es ruhte, was nie zur Ruhe bestimmt, das Lied
der Arbeit war ohne Melodie: und endlich äffnete sich wieder
das Tor der Welt. Der alte Kaufmannsgeist, der nicht zu
löten ist, war wieder unermüdlich am Werk, er gab den Händen
das Schöpfen, trug attemend und attemend, er gab Hungernden
Brot.

Rhythmus der Arbeit! Wer Ohren hat, zu hören, der
höre ihn!
Neuer Reichtum, neue Werte fließen durch unsern Hafen in
das Land. Es ruhen, das Augenlicht haltend, in den
Schuppen, sind aufgepöckelt in den bereitenden Wagen
der Bahnen, und das Kreischen der Räder, die all die Wagen
den Wänden der Schiffe holen, ist eine beredte Sprache —
ist mehr: ist das Hohlloch der Arbeit, die, unserer Stadt
und unserm Land zum Nutzen, getan wird und noch getan
werden muß.

Schiff neben Schiff im Hafen III

Beginnen wir unsern Gang längs der Mauer des Kais,
zwischen Wasser und Schuppen, in deren Nähe das Auge seine
Freude findet.
„Herr!“, Aristiana, lesen wir am ersten Dampfer, 3400
Tonnen groß, aus Norwik, wie uns ein perletharmer Norweger
erzählt. Hin und her geht der Kran, Reizen raffen, aus schwär-
zern Laderaum steigen Erzstücke und Erzhauf aus Licht, um mit
Gepeiter in den Eisenbahnen — Bestimmungsort Essen —
zu verschwinden. Daneben wird ein anderer Dampfer, der mit
Eisen und Getreide gekommen war, mit Sand-Ballast beladen.
Ein Weib liegt neben dem Norweger, ein 14000 T.-Schiff, fast
zu groß wie der auf der anderen Seite des Hafens liegende
Amerikaner „New Orleans“, auf dem, anscheinend, die Wäp-
penarbeit eben beendet ist oder noch begonnen werden soll. Wäp-
penarbeit von der „Dejana“ (schonmalen San Francisco
die hat für Hamburg und für Bremen geladen hat, das an
der Brücke beständige United States-Flaggen. Der rote Schorn-
stein mit dem schwarzen Topf gibt dem Dampfer das sichtbarste
Zeichen seiner Reedereigehrigkeit, wie das Wappen und die
flatternde Flagge das seiner Nation. — Auch der Norweger
„Waderas“ hat seine wertvollen Güter längst den nimmermalen
Schuppen anvertraut. Hier Leute von der Schiffbesatzung,
spanischer Typ, machen es sich mit duftenden Zigaretten be-
quem. Nur mit Mühe und unter Anwendung aller nationalen
und internationalen Redewendungen und Zeichen erfährt man,
daß das Schiff aus England kommt: allerdings erfährt man
es nicht von ihnen, sondern von einem englischsprechenden
notwendigen Watten.

„Der Mann“, der mit seinen 3—4000 Tonnen über die
Stamauer fließt, ist echter Spanier aus Bilbao, der den großen
Boden nach, die die Arane in eifriger Arbeit fassen, Baum-
wolle herübergebracht hat.

Der Neptundampfer neben dem Spanier, aus dessen Lade-
räume Kohlenberge sehen, wird wahrscheinlich seine
neue Rheinfahrt aus dem Industriegebiet beendet haben, um
Wärme und Licht nach Bremen zu bringen.

Nachmalis flattert von einem festgebauten größeren Dampfer
das Sternennarke in dem Morgen. „Wallard“, Heimathafen
Seattle; sichtbar gefüllt liegt 7—8000 Tonnen. Man draucht
seine beständigen Vorratnisse zu haben, um festzuhalten,
daß er Getreide geladen hat: überall auf dem Boden drückt,
über die Schienen was bis zu den Schuppen, liegen Ähren.
Die ist als guter wirtlicher Rohstoff auszuweisen.
Aus dem Hafen II heben wir uns mit dem zur Mittags-
pause heimwärts eilenden Arbeiter hinter zu den Anlagen
des Hafens I. Zwar sieht man hier nicht die Heberwerkzeuge

wie drüben, aber der kleineren Schiffe sind viele, und es sind
vielleicht auch wertvoll. Waren die sonst der Argo-
Dampfer wie die Repton-Dampfer gebracht haben: als da
sind Reis, Zucker, Tee, Kaffee, Kakao, Tabak und mehr von
den Herrlichkeiten, die in den Hafenstufen Rotterdam, in
denen englischer Handelsstädte oder in Häfen anderer näher
Wander lagern.

Ein rechter deutscher Name prangt an einem Schötten aus
Leith: „Stettin“. Bis auf die beiden Wächter ist das Schiff
menschenleer. Der Wind streift über das Wasser: ein Schauer
Schnee der Kaffee löst, ist dort letztgemacht. Und hier:
„man kann nicht das Fremde meiden, das Gute sagt
uns oft so fern“ — Ein neben Arbeit und Warte auf einem
kleinen französischen Dampfer aus Lyons, „Bomard“ mit
Namen, wozu eben die Erinnerung nicht verlagert hat.

Schiff neben Schiffen, Arbeit und wieder Arbeit. Dampfer
fahren aus und kehren zurück; manche von ihnen haben schon
oft, seitdem Krieg und Wiederau beendete. Fremes haben ge-
sehen, viele bringen zum erstmal die Schätze fremder Länder
er wieder zu uns, bringen Arbeit in die Häfen, Arbeit und
Nahrung ins Land. Und auch die Schiffe, die uns geliebt,
dienen dem Welt, das Aufbau heißt. Wir stehen am Beginn
einer neuen, feinen Zukunft. Wir haben Arbeit und Be-
stimmung dort. Denn in unsern Häfen soll immer feiner
klingen: Der Rhythmus der Arbeit.

Der rechte Mann am rechten Platz. *)

Alle von mir besuchten Betriebe zeigen das Bestreben,
soweit das möglich ist, die rechte Person an den rechten
Platz zu stellen, zu vermeiden eines vieredigen Nagel in
ein rundes Loch oder einen runden Nagel in ein vierediges
Loch zu schlagen. Man weiß, um wieviel schneller und
besser eine Arbeit von jemand ausgeführt wird, der Anlage
und Lust dazu hat, als von jemand, der sich nach einem andern
Mittel. Zu diesem Zweck haben sie unendliche Massen
von psychologischen Prüfungen erproben, die oft angewandt
werden, wenn es sich um reine Bagatellen handelt. Schon
in den Volks- und Gewerbeschulen beachtet sie genau die
Anlagen eines jeden Schölers, um sie auf die geeignete
Art zu entwickeln.

Natürlich kann dieses System zu weit getrieben werden,
und natürlich unterliegt es vielen Fehlern und Mängeln, aber der
beherrschende Gedanke ist richtig, und in vielen Fällen ist
das System von beträchtlichen Nutzen. Wenn es einmal eine
höhere Entwicklung erreicht hat, wird die Gesellschaft aus allen
ihren Rindern vollen Nutzen ziehen können. Es gibt viele
Arbeiter, die ebentoug von einer inwärtigen oder minder be-
fähigten Person ausgeführt werden können, wie von einer,
die ganz gesund und voll ausgebildet ist. Wir reben daher
davon, daß wir nicht genügend Arbeitsträfte haben. Wenn
man aber für einen sehr gut empfohlenen jungen Mann, dem
der Art eines unbedeutenden Herzleiders wegen die höchste
Befähigung angetraut hat, eine Stelle in einem Kontor
sucht, kann es einem geschehen, daß man zur Antwort erhält:
„Wir nehmen nur ganz gesunde Leute.“ Ich könnte viele
Beispiele dieser Art beibringen. Diese unerhörte Vergeudung
von Menschennaterial können wir uns nicht leisten und wir
haben kein Recht, einem Menschen zu hindern, der arbeiten
will und kann. Wenn die großen Arbeitgeber nach diesem
Grundfah handeln, kann es leicht kommen, daß alle andern
dem Beispiel folgen; denn weshalb sollten die kleineren mit
den ihr nicht nehmen was die Großen verschmähen? Aber ein
Mensch, der überall abgewiesen wird, wenn er arbeiten will,
kann ein Unheilthätiger werden und eine Last für die Seinen.
Jemand ohne Arbeit zu sehen, erzeugt ein Gefühl der Qual;

In mehreren Stellen hörte und sah ich, daß man
körperlich und auch geistlich schwache Personen zum Dienst heran-
zog. So zum Beispiel kann ein Wandler, der nicht über eine
Arbeit gebugt zu stehen oder zu sitzen vermag, einen
Ausgang bedienen. Ein recht augenfallendes und ziemlich un-
heimliches Beispiel dafür, wieviel die Amerikaner hierin gehen
können, haben wir, als wir eine große Zentrenfabrik in der
Nähe von New York besuchten. Wir trafen auf der Station
im Auto abgeholt werden, und da dort nur ein Auto stand,
traten wir an den Fahrer heran und fragten, ob er uns abzu-
holen gekommen sei. Wir erhielten eine ganz unerwartliche
Antwort. Er sagte uns aber ein Schiffsloot, aus dem herpor-
ging, daß er es war, der uns fahren sollte. Es konnte kein
Zweifel bestehen, er gehörte zu den Patienten. Aber er war
unvergleichbar ein geschickter Chauffeur und hatte Freude an
der Arbeit. Bei uns hätte er höchstens etwas bei der Landarbeit
heissen können, und daneben hätte die Anstalt für mehrere
tausend Kronen jährlich in diesem intelligenten Menschen
angelegt, der an einer andern Stelle sich hätte nützlich machen
können.

Neue Werke von René Schickel *)

Am Glodentium. Drama.
Der alte Glodentium, der „Hylaggen“ ist das Wahr-
zeichen der Stadt Bern, wo im Jahre 1417 hinter dem
eleganten Antik internationalen Hallenbau (heute für den
steigenden Rest Europas steht). Bauarbeiten und Schöpfer,
Diplomaten, Künstler, Wissenschaftler und Abnungale zusammen-
gewirft lagen da ihrem Spinnen oder Geschäften nach und
sind alle in einem Gewebe von Spionage verflochten. Die
Fäden hält der große Internationalität Löthberg in der Hand,
der Millionen verschwendet, um zu errufen, was das ist:
Krieg; und Pedrofo, der einzige Reine, der des Wegs kommt,
verfangt sich in diesem Intriguenweb, um Liebe, Krieg und
Frieden. — Doch ist dieses Drama Schickels nicht weniger als

*) Verlag Paul Cassirer, Berlin.

*) Wir freuen uns, in der Lage zu sein, unsern Lesern aus
der neuen in Verlag von B. G. Teubner in Leipzig erschienenen
„Arbeitsfreude“ (geb. 20 Mark) mit W. M. A. d. in
der Schmecke des berühmten Forschers Eben Rubin, eine Probe
zu bieten. Alma Rubin hat sich im vorigen Jahr längere Zeit
praktisch mit dem Studium der sozialen Fortzüge in den ver-
einigten Staaten beschäftigt und hat dabei Erfahrungen ge-
wonnen, die insbesondere für uns Deutsche von großer Be-
deutung sein können. Wir empfehlen dringend die Beschaf-
fung mit dem Buche, dem Eben Rubin unter dem Titel: „Der
3. November“ einen überaus wichtigen Beitrag mit auf den
Weg gegeben hat. Wir können dieses überaus wertvolle Buch,
wie wir hoffen, daß es in Berlin als erstes in deutschen Händen
Deutschland gelangen wird, wir empfehlen, daß es große Auf-
merksamkeit auf ein baldiges Erscheinen dieses Buches
ist. Die größere Beachtung verdient sein Wahrhaft, der gewiß
nicht ohne Wirkung bleibt.

ein Kriegsgelübde. Alles Zeitliche fällt mit der Handlung
ab, die die Gestalten, die bald nach auf Wirklichkeit laufen,
waschen zu Symbolen auf. Einige Menschen sieht man, wie
unter traumhaften Zwingen, auf der inneren Wühlfläche treiben
und von unendlicher Geduld getrieben, horten sie nur
einen Augenblick auf, als der sonderbare Pedrofo erweist
alle Bande wieder abtreift.

Die Mädchen. Ein Novellenband.

Der Band umfaßt drei Novellen, die sehr verschieden sind,
aber jede jeipoll in ihrer Art, alle drei gleich durch die
Freiheit der Form und den gemeinsamen Stoff: die Frau.
Da ist die Geschichte des treuen deutschen Zupels in Paris,
da ist ein Stück so gläubig auf Betrug aufbaut, das durch sein
Vertrauen sich wird und der lächerlich Dumme zur fast
zählenden Gestalt. Dann die Liebesgeschichte des Chevalier
D'Arbin und der Zäufin Käthe, deren hinderebende Schick-
sach und Verhängnis zu stark ist, daß sie Raum und Zeit
überwindet und über Mittelstern hinweg aus einer Episode
vom französischen Hofe des 18. Jahrhunderts in der Tropen-
gut Afrika wieder auflieft. Aber die Erzählung, die den
Band einleitet, und ihm den Namen gibt, ist eine Verklärung
und Anbetung der Frau, dem Symbol der unbewußten Schön-
heit, die begnadet und aufwärts führt. Nichts steht Schödes
leichtfertiger und bestmüthiger, spleisender und tiefer Kunst
als diese Form, die seine Gestalten und Typen, seinen
Glauben und seine Gedanken in einem idealen Rahmen
zusammenfaßt.

Schnee auf dem Bonaventur.

René Schickel, was stliche Jahre lang Journalist in
Paris. Die Lektüre seiner Erzählungen legt er uns vor
in diesem Buch der Sentenzen. Von Politikern und Hülfen,
von Aristokraten und Schauspielerinnen, von Verbrechern
und Rotocoten, von Aristokraten und Revolutionären ist darin die
Rede. Altemos, wie im Kino, wechseln die Bilder. Wir
sehen Wahlkampagnen und Wahlen, Hochzeiten und Blüt-
ten, Jähnen und Remoivergenen, parlamentarische und ero-
tische Karrieren, Triumphe und Zusammenbrüche... Es
sind keine Kunstwerke von heller Anschaulichkeit. Schickel
macht aus gesellschaftlichen oder sozialen Vorgängen, ja selbst
aus ökonomischen Entwicklungen literarische Stoffe, die den
spannenden Reiz einer Kriminalgeschichte haben. Es ist ein
Buch vornehmlich für den Lesenden, durchdringt von allen Hyänen
des Kritizismus, von allen Rhythmen eines konzentrierten
Diktands.

Woh und Not. Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage.

Wie diese Wohheit, die an die allenthalben Regenden ge-
macht, erfüllt diesen jungen Menschen, und diese Heber eines
freien Geistes ruhen religiöse Stimmungen hervor. Ein mit
der Gestaltung seiner Geschichte ringender Künstler bekennt
und beichtet in diesen frühen Zeilen die Geschwisse seiner
Seele, seine Liebe und seinen Sch, seine Verzweiflung und seine
Ankacht.

Bunte Zeitung.

Erklärung! Die folgende Erklärung steht nicht bei Wehrmann
oder Emers, sondern als ein hieher empörtes Interlat im
„Maligner Volkstumb“:

„Seit einiger Zeit werden Gerüchte allgemein über
mich verbreitet, daß der Teufel mit erschienen ist. Diese
Gerüchte bewenden, die Rindschiff mit absichtlich zu
machen und mich zu schädigen. Ich erkläre hiermit,
daß diese Gerüchte nicht erunden ist. Ich werde sehen,
weshalb diese angeblichen Vorfall vertrieben, ge-
richtig belangen.“

Ein Traum auf dem Großen Sankt Bernhard. Ein ge-
heimnisvolles Verbrechen hat sich hier Tag in der Nähe
des Hofpates auf dem Großen Sankt Bernhard abgespielt.
Die Kunde des Schöpiges waren durch in der Nacht erschallende
Revolvergeschosse alarmiert worden. Sie wurden sofort von
der Rette gerufen und führten, gefolgt von den Wachen, auf den
schrägen bedekten Pothweg. Nicht weit vom Hofort ent-
deckte man auf im Schnee liegenden Leichen von drei Ja-
liensern, die von Angeln durchdröhrt und aller Verlegen-
heiten beraubt waren. Die Untersuchung führte zu der
Feststellung, daß die drei erstarbten Männer ohne Führer
von Höhe aus ihre Wanderung angetreten hatten. Man
hatte sie zuletzt in dem, in 1000 Meter Höhe liegenden Dorf
Sionnet gesehen, und es ist zu vermuten, daß sie von hier
aus den Berg nach dem Großen Sankt Bernhard einschleichen
hatten. Nicht den im Schnee zurückgelassenen Spuren zu
schließen, waren die Wörder mit Schneehöfen ausgerüstet.
Man hat sofort alle Pothwege auf der schneeigen Höhe
und flachen Seite mit Polizeikräften besetzt und die Verfolgung
der Wörder eingeleitet. Die Polizei wird bei ihrer Suche
von den Wachen und ihren Hundern unterstützt.

Literatur.

Goethes Leben. Von Wilhelm Hildebrand. 2. Band. Der
erste Band (1771—1774) hat zahlreiche Abänderungen. Ver-
lag von G. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1921.

Rein Unterhaltend ist dieses groß angelegte Werk, sein
wissenschaftliches Kompendium, aus dem man sich reich und
nicht das Lektürematerial über Goethe aneignen kann;
sondern eine Art von biographischem Roman, der über die
Grenzen des geschichtlich gegebenen Stoffes hinausstrebt und
ihm überall mit Blut und Leben zu erfüllen will. Dies
Einschlag bebingt die Nachfolge des Wertes, aber auch sein
Vorzüge. Man erlebt aufs neue, was den jungen Goethe
während seiner Weimarer Zeit bewegt hat, da er durch die
krumme, höflichen Gassen des alten Weimarschen Wundel
als ein anderer Jerusalem, das Herz voll Weimarer Weiden
den Kopf voll neuer höherer Klänge, da oben auf der Höhe
zu Ende gehend, beständig von Volkes trüher Haderlichkeit
verärgert vom Wut der Affenbündel, angegriffen und belagert
von Reiter, Werd und Lanzer, in geschäftigen Verkehr mit
Sieghere Professoren — ein Leben voll feister, innerlicher
Erregung, Drauf und raufend wie gärender Wein, der
sich zur Fülle fähren will. Ein Leben voll harter, bahr
brechender Gewalt. In Hodos Darstellung gewinnt es Fahrt
und Gestalt, Atem und Seele. Und die Menschen, die in
Goethe waren, werden in ihm besonderen Richte gefestigt
und bedeuten genug gegeben. Zahlreiche Abbildungen in
Text und auf Tafeln, Wärdnisse, die J. v. Sulas nach alt-
berzogen gezeichnet hat, sowie Wärdnisse Goethescher Zeit-
genossen verleiht dem auch äußerlich wohlgeordneten Gan-
zen einen besonderen Reiz.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 67,
Perlwald 1920 Nr. 1630

6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100